



Weinfest des Männergesangsvereins Gellep-Stratum am 22. Okt. 2016

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Gäste des Weinfests 2016,
liebe Sänger des Männergesangsvereins Gellep-Stratum,

wir haben uns heute über ein ernstes Problem zu unterhalten. Um die Bedeutungsschwere des Themas zu unterstreichen, möchte ich mit einem Auszug aus der Satzung des MGV beginnen, obwohl allen Sängern diese Satzung ja täglich vor Augen stehen wird:

§ 2 Zweck und Aufgaben

(2) Der Verein verfolgt den Zweck, sangesfreudigen und geselligen Männern die Wahrnehmung ihrer musischen Interessen zu ermöglichen. Damit verbunden ist die Aufgabe, althergebrachtes sowie neuzeitliches Liedgut zu lernen, zu pflegen und öffentlich aufzuführen, um andere Menschen mit Chorgesang zu erfreuen.

Der MGV pflegt und bewahrt also althergebrachtes Liedgut. Darum müssen wir uns nicht sorgen, wie wir von vielen Festen und Veranstaltungen des Chores wissen.

Sorgen müssen wir uns aber darum, wer eigentlich unsere althergebrachte Sprache pflegt und vor dem Untergang bewahrt?

Wer spricht denn noch mit seinen Kindern und Enkeln den Dialekt, den er mit der Muttermilch eingesogen hat. Den Dialekt, der so wundervolle, prägnante Ausdrucksmöglichkeiten bietet, wie keine andere Sprache.

Und komme mir keiner mit veraltet, regional beschränkt oder ähnlichen Scheinargumenten.

Bevor noch jemand das Wort Globalisierung kannte, konnte sich jeder Rheinländer schon ohne weiteres im Ausland verständigen.

Jeder Chinese versteht sofort den Satz: „Wat sin dat von dönn Wäng?“

Wie wundervoll kann man im Rheinischen seinem Gegenüber die Leviten lesen, ohne beleidigend zu sein.

Hier im Pfarrsaal hat es sich abgespielt. Als die Donnerstagssitzung des Frauenelferrats noch Seniorensitzung hieß. Ganz vorne saß, nennen wir sie einmal Käthe, daneben Marie. Marie hat die Büttrednerin nicht verstanden und fragt: „Wat hät die geseijt?“ Käthes Antwort: „Dat sach ech dech net, du lachs jo doch net, du ürije Prum!“ Sehen sie, auf Hochdeutsch hätte Käthe sagen müssen: Du mißmutige Pflaume. Das ist doch nicht halb so schön, oder?

Welche Lebensweisheit steckt in rheinischen Sprichwörtern. Hören sie nur: „Prakesiere kömmt von ärm Lüh.“, übersetzen sie das einmal in einem Satz ins Hochdeutsche.

Oder bei einer Einladung, vormittags heißt es ja inzwischen Brunch, abends Büffet. Man steht in der Schlange, das Wasser läuft einem im Mund zusammen, aber es geht und geht nicht weiter. Der Vordermann nimmt immer noch eine Schaufel voll auf seinen schon überladenen Teller. Da darf man doch staunen und sagen: „Man mot sich wongere, wat en sonne enjelanene Buck alles erenpasst.“

Und vergessen wir nicht, dass das Rheinische bei weitem nicht nur die Sprache des Karnevals oder der alkoholseligen Feste ist. Nein, der rheinische Dialekt ist die Sprache, oft die einzige, unserer Vorfahren. Und so lassen sich in dieser Sprache auch ernste Angelegenheiten ausdrücken, ja sogar von den sogenannten letzten Dingen kann man reden.

Tante Traut ist kurz nach der Goldhochzeit Witwe geworden. Nach dem Sechswochenamt frage ich, wie es ihr denn so ohne Mann geht, und sie seufzt: „Wat soll ech sache. Et es wie et es möt de Männer, entweder hät man ene to völl oder man hät ene to wenig.“

Als eine alte Dame beim Kaffeekränzchen gefragt wird, ob sie sich verbrennen läßt, wenn es soweit ist, sagt sie ganz entschieden: „Verbrennen? Auf jar keinen Fall. Isch lasse misch bejrabem, wie isch dat von Kind an jewohnt bin!“

Die nächste Szene, da sollten wir ehrlich sein und uns nichts vormachen, kann ein schwieriges Problem sein. Die alleinstehende Erbtante, deren Haus für den Großneffen und dessen Familie vorgesehen ist, erfreut sich noch mit 90 strotzender Gesundheit. Kann man es dem Großneffen da verdenken, wenn er ab und zu stöhnt: „Die Tant mäkt net vüran!“

So kommen wir zum Umgang des Rheinländers mit der Religion, oder wie die Eingeborenen sagen mit der Relijon. Ein Verhältnis, das von lockerer Ernsthaftigkeit geprägt ist.

Die unsterblichen Originale Tünnes und Schäl haben am Abend schwer gezecht und nehmen für den Nachhauseweg eine Abkürzung über den berühmten Melaten-Friedhof. Beide stolpern, sinken nieder und schlafen ein. Als Schäl am Morgen aufwacht, sieht er, so weit das Auge reicht, nur Gräber. Erschrocken weckt er seinen Freund und fragt: „Tünn, wat es he loss?“ Tünnes reibt sich die Augen, sieht auch nur Gräber und ruft: „Schäl, wat he loss es kann esch dir sache, Auferstehung, wir zwei sin de etzte!“

Ein weiteres Beispiel für den innigen, aber durchaus alltagstauglichen Umgang mit dem Glauben ist die wichtige Kölner Persönlichkeit, die am Samstagmorgen schon seit einer dreiviertel Stunde durch die Stadt kurvt und keinen Parkplatz findet. Der wichtige Termin rückt immer näher. In höchster Not sendet der Mann ein Stoßgebet zum Himmel: „Lewen Herrjott, wenn do mir jetzt ene Parkplatz zeichs, jonn ech jeden Sonndach en die Kirch.“ Zack, tut sich unmittelbar vor ihm ein freier Parkplatz auf. Da schickt der Kölner das nächste Gebet und sagt: „Lewen Herrjott, nix für onjot, ewwer esch han jerad selvs ene Parkplatz gefonge.“

Die kleine Elisabeth hat knallrote Haare, sie ist wie die Kölner sagen en fussisch Julsche. Wieder einmal kommt sie weinend nach Hause. Wieder einmal haben die Jungs auf der Straße sie geärgert, nur weil „se ruude Panne om Daak hät“. Die

Mutter tröstet sie: „Luur ens, Liesche, du bruchs nett ze kriesche. Der Herrjott hät desch so jemaat on jelewert wie do bös. Do es no nix mir dran ze ängere.“ Da zieht Lieschen ihre Nase hoch und sagt: „Na joot, Mamm, wenn der Herrjott mech so jemaat on jelewert hätt wie ich bön, dann will ech domöt lewe. Aber, do moss mir verspreche, dat mir be dä Mann nix mer ärbede losse!“

Nun will ich ihnen, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, nicht unterschlagen, dass es auch zu Verständnisproblemen kommen kann, wenn Dialekt auf Hochdeutsch trifft. Das ist aber immer so, wenn Sender und Empfänger nicht auf der gleichen Frequenz unterwegs sind.

Da ist Pitter, der von Geburt an nichts anderes als Rheinisch spricht. Er ruft eines Tages einen Freund an, der „om Rothuus sett“. Eine junge Frau möchte heiraten und benötigt dazu eine Geburtsurkunde. „Kanns do misch die mötbrenge?“ Nein, das kann der Freund nicht, aber er kann veranlassen, dass die Urkunde zu der Braut nach Hause geschickt wird. „Wie ist denn die Adresse?“ „Jahnstroot 53 he en Kriewel.“ Nach zwei Wochen empörter Anruf, die Urkunde ist immer noch nicht angekommen. Nachforschung bringt keine Auflösung, der Brief ist abgeschickt. Frage des Freundes: „Ist denn die Adresse richtig mit Jahnstraße wie Turnvater Jahn?“ Fast wütender Aufschrei Pitters: „Nee, net wie Turnvater Jahn. Isch han doch extra deutlich gesproke, Jarnstroot, wie Nähjarn!“

So soll denn, meine Damen und Herren, der Werbeblock für den Gebrauch der rheinischen Sprache allmählich enden, aber nicht ohne Blick auf die Veranstalter des heutigen Festes. Denn ich glaube, die Mehrzahl der Sänger ist zweisprachig aufgewachsen, mit Deutsch als erster Fremdsprache nach der Einschulung.

Da können wir uns folgende Szene am Morgen des Sängerfrühschoppens auf dem Schulhof vorstellen. Es ist mit viel Mühe alles vorbereitet, aber wie ist es mit dem Wetter? Willi blickt sorgenvoll zum Himmel und fragt Hans-Günter: „Jöwt et wat oder jöwt et nix?“ Hans-Günters Antwort: „Et jöwt nix.“ Daraufhin Willi erleichtert: „Ja, dann jöwt et jo wat.“

Der Kreis hat sich geschlossen, wir sind wieder bei den Sängern angelangt, die uns dieses und so viele andere bunte und wundervolle Feste bescheren. Dabei sind sie trotz der vielen Mühen immer fröhlich und gut gelaunt. Und das sind sie, weil sie singen. Sehen sie sich einmal die anderen, die Miesepeter und die Humorlosen an, kann man sich die mit einem Lied auf den Lippen vorstellen?

Das gibt mir Anlass, Euch, liebe Sänger, die alte Weisheit zuzurufen: „Tausend Künste kann der Teufel, singen kann er nicht!“

Damit, meine Damen und Herren, bin ich am Ende mit dem Reden, sie vielleicht ja auch mit dem Zuhören.

Danke für ihre Aufmerksamkeit.